

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

17.11.1929 (No. 46)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 46



17. Nov. 1929

Ulrich von der Trench / Unsterblichkeit

Gedanken zu Fr. Th. Vischers „Auch Einer“ (erschienen 1879)

Der Verband deutscher Autoren und Komponisten strebt bekanntlich die Verlängerung der bisherigen Schutzfrist von dreißig Jahren für geistiges Eigentum auf fünfzig Jahre nach dem Tode des Verfassers an. Dieses Ziel ist ganz gewiß für die in vielen Fällen sehr verarmt lebenden Nachkommen einst berühmter und erfolgreicher Autoren aufs innigste zu wünschen. — Beim Durchdenken dieser viel erörterten Frage muß man auf die Erkenntnis stoßen, wie erschreckend wenige musikalische und besonders literarische Werke fünfzig Jahre lang in Wert und Geltung bleiben, wohl gemerkt nur fünfzig Jahre nach ihrem Erscheinen, nicht nach dem Tode des Verfassers!

Am längsten halten sich musikalische Werke „frisch“, an zweiter Stelle kommen dramatische Erzeugnisse von überzeitlichem Wert, am raschesten veralten die Werke der Romanliteratur. Wir leben hier vorwiegend von aller wissenschaftlichen Literatur ab, die ihre eigenen Gesetze hat. Da baut sich eins aufs andere auf; veraltende Werke behalten oft bedeutenden Quellenwert, ja, erhalten ihn manchmal erst spät.

Unsere Leihbibliotheken wissen davon zu sagen, wie sich im Laufe der Zeit Massen von Romanbänden ansammeln, die einmal von Lesern aller Volksschichten vielbegehrt waren. Niemand fragt nun mehr nach ihnen. Einiges Tages werden sie „wegen Platzmangel“ ausgemustert und eingestampft. Noch grausamer steht's damit in den Magazinen der Verleger. Und nicht nur um leichte Tagesware geht's dabei, wie sie der Büchermarkt aller Zeiten uner schöplich auswirft. Auch Romane, denen zeitloser Wert willig und laut zugesprochen ist, die in den offiziellen Literaturgeschichten stehen, die man als gebildeter Mensch zu kennen verpflichtet ist, — wie altbacken kommen sie dem ehrlichen Leser oft schon nach zehn oder zwanzig Jahren vor, geschweige denn nach dreißig oder fünfzig!

Es kommt wohl in einzelnen Fällen eine künstliche Aufwertung zustande, aber der Kreis der historisch genießenden Leser ist klein und wird immer kleiner werden, denn der historische Sinn überhaupt ist in unaufhaltsamem Schwinden begriffen, ob zum Vorteil oder Nachteil der Kulturentwicklung, ist hier nicht zu erörtern.

Die stärkste Kraft, die Teilnahme der lesenden Welt sich langdauernd zu erhalten, haben am ehesten noch biographische oder selbstbiographische Romane, weil sie zum Teil jenen Quellenwert erhalten, und weil alles wirklich Erlebte von jeder die mächtigste dichterische Potenz hat, wenn die Ausdrucksform nicht allzu modisch schließt. „Jede Zeit hat ihre Schriftsteller, die vorläufig unsterblich sind“, hat einmal ein gescheiter Mann gesagt. In diesem prägnant sitzenden „vorläufig“ liegt auch das Schicksal der besten Romane beschlossen.

Es wäre eine lohnende, in ihrem Resultat freilich erschütternde Aufgabe, einmal festzustellen, welche von den vor fünfzig Jahren, also Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre erschienenen Romanen heute noch lesbar sind. Nach dem bekann-

ten Gesetz der Duplizität der Gedanken lese ich in der heutigen Morgenausgabe einer großen Tageszeitung das Ergebnis einer Umfrage: „Was wird bleiben?“, d. h. was wird in fünfzig Jahren von der heutigen schönen Literatur noch gelesen werden? Das Ergebnis ist je nach Alter und Einstellung der Leser teils optimistisch, teils pessimistisch. Eine ganze Reihe von Antworten lautet sogar lakonisch: „Nichts!“ Ist dies auch übertrieben, so ist ein milder Pessimismus sicherlich berechtigt. Fünfzig Jahre, in denen gemeinhin die Generationen zweimal wechseln, sind zumal in unserer tempobesessenen Zeit ein grausames Sieb. Die Goetheischen Worte: „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Beste bleibt der Nachwelt unverloren“ sind nicht umsonst dem weltfremden „Dichter“ in den Mund gelegt und werden durch die darauf folgenden Worte des Spasmachers sehr geschickt ad absurdum geführt. Das viel zu wenig gekannte „Vorpiel“ zum „Faust“ ist überhaupt eine für alle Zeiten gültige, unerschöpflich interessante Auseinandersetzung über die stets aktuellen Fragen: Was gilt und was bleibt? —

Das Buch, dessen fünfzigjähriges Jubiläum solche Gedanken angeregt hat, ist Friedrich Theodor Vischers 1879 erschienener Roman: „Auch Einer“. Dieses Buch teilt sein Schicksal etwa mit Knigges „Umgang mit Menschen“ oder Dantes „Göttlicher Komödie“, jeder kennt es und keiner liest es. Diese scherzhaft übertriebene Trift für Vischer nur mit Einschränkung zu; wer sich überhaupt für die Persönlichkeit des großen Aesthetikers interessiert, wird sein Buch „Auch Einer“ lesen und mit Gewinn lesen. Die Bezeichnung „Aesthetiker“ umfaßt übrigens bei weitem nicht die Summe der Persönlichkeit Vischers. Er war viel mehr als bloßer Aesthetiker, das Wort hat sowieso den fatalen Beigeschmack von Nerven Schwäche. Vischer war ein gerader, fester, deutscher Mann, ein Schwabe, der die Dinge beim alleweil rechten Namen genannt hat. Er hat sich selbst auch niemals für einen „Dichter“ gehalten, obgleich er eine stattliche Anzahl wundervoller Gedichte gemacht hat, die zum Teil in den unverlierbaren Schatz deutscher Lyrik eingegangen sind. Er war vor allem, und wollte sein, ein Lehrer, im besten und reichsten Sinne des Wortes, weder Schulmeister, noch Prediger, er war und wurde immer mehr ein „praeceptor Germaniae“, einer von den großen Lehrern, an denen unser deutsches Vaterland in allen seinen Teilen und auf allen Gebieten so beneidenswert reich — gewesen ist, deren starkes persönliches Wirken auf eine oder zwei ganze Generationen von Hörern geheimnisvoll Frucht trägt noch in den Ausschauungen der folgenden Generationen, ohne daß ein nennenswertes Erbe an wissenschaftlicher oder literarischer Hinterlassenschaft vorhanden wäre.

Vischers gesamte Schriften geben dem, der sie heute durcharbeitet, nur ein schwaches Bild von der Wirkung, die dieser ernste, tiefe und dabei einfache Mann auf seine Hörer und Hörerinnen ausgeübt hat. Männer und Frauen aller Stände und verschiedensten Alters, nicht nur Studenten, hörten seine Vorlesungen und Vorträge. Welche Geltung diese hatten, erhellt

blühartig aus einem Kuriosum: Die öffentlichen Militärkonzerte, die eines Sommers von der Stadtgartengesellschaft in Stuttgart eingeführt worden waren, wurden auf eine andere Stunde verlegt, weil von 5-6 Uhr nachmittags im dichtangrenzenden Volkstechnikums-Hörsaal Vischers seine Vorlesungen hielt! —

Es ist hier nicht Aufgabe, Vischers Schriften einzeln zu würdigen, darüber gibt die einschlägige Fachliteratur erschöpfend Auskunft. Es sei lediglich festgestellt, daß seine zahlreichen Vorträge über Shakespeare, Goethe, Schiller, Hebbel, Uhland, Mörike, Gottfried Keller, über die Grundfragen der Ästhetik, sowie sein „Faust, dritter Teil“ (eine parodistisch-kritische Abrechnung mit Goethe, die in einem wundervollen Schluß ausklingt) heute nur noch vom literarischen Fachmann zu verdauen sind. Vischers Persönlichkeit und ihre Wirkung gleicht heute einem verjüngerten, überwachsenen Schacht, dessen Edelmetall längst in vielfach umgeprägter Münze umläuft.

Der Bekenntnis- und Erlebnisroman „Auch Einer“ jedoch ist auch heute noch weiteren Kreisen bekannt. Er zerfällt in drei Teile, ungleich an Wert. Der mittlere Teil, die als hinterlassenes Manuskript verkleidete „Pfahldorfgeschichte“ ist heute, ehrlich zugestanden, nicht mehr genießbar, und ist wohl immer das zäheste Stück des ganzen Bratens gewesen. Immerhin wird der Kenner süddeutsch-bodenständigen Wesens wissend lächeln über die meist harmlose, mitunter auch gallige Selbstverpötnung des eingeweichten Schwaben. — Der etwa drei Fünftel des Werkes umfassende Teil, der speziell den Untertitel „Eine Reisebekanntschaft“ rechtfertigt, wirkt dagegen fast durchweg lebendig und saftig. Vischer malt da nicht nur unvergänglich schöne Reisebilder in meisterhafter Sprache, besonders aus der Schweiz (die norwegischen Bilder wirken blässer, Vischer war nie dort, auch das hineinkomponierte Liebeserlebnis hat keine rechte Unmittelbarkeit), sondern er statet den wunderlichen Helden der Erzählung mit joviell tief geschauter Originalität aus, daß wir unendlich viel feine, liebenswerte und echt humoristische Züge zu einem Bilde vereinigt finden, welches uns gleichsam wie ein alter Bekannter anschaut. Vischer hat auch viel von seinem eigenen Selbst in dieses Bild hineingemalt. Was der Figur des „Auch Einer“ und damit dem ganzen Buch zu einer weit über alle anderen Werke Vischers hinausgehenden Popularität verholfen hat, die auch heute noch nicht ganz abgeklingen ist, das ist der aufreibende Kampf mit der „Tücke des Objekts“ und mit dem ewigen Schnupfen in allen Abarten, den jeder Mensch auf Erden in mehr oder weniger tragikomischen Heftigkeit zu kämpfen hat. Otto Ernst hat dieses in seiner Art ewige und klassische Motiv aufgenommen und in den humorvollen Statuten der „Brüder vom aeruhigen Leben“ in bewußter Vischer-Nachfolge ausgestaltet. Die liebevolle, mitunter an echte Tragik rührende Herausarbeitung dieses alten Don Quixote-Motivs sichert dem Werke für immer einen Platz bei den Kleinodien der Weltliteratur. Das kann bei dem fünfzigjährigen Jubiläum des Romans wohl ohne Übertreibung gesagt werden.

Der wahrhaft wertvollste Teil des Buches ist jedoch der Schluß, die (singierten) Tagebuch-Aufzeichnungen des Helden. Hier spricht Vischer selbst, fast unmaskiert und so persönlich, daß wir unverhüllte Selbstbekenntnisse vor uns haben. Und hier findet sich neben vielem anderem Wertvollen auch jene herrliche Stelle, wo

der große und bescheidene Weise geradezu Endgültiges über das Thema „Unsterblichkeit“ sagt. Wegen ihrer speziellen Beziehung zum Ausgangspunkt dieser Jubiläums-Betrachtung und um ihrer tiefen, tröstlichen Wahrheit willen sei sie (gekürzt) zum Schluß als schönstes Zeugnis für den inneren Wert des Mannes und des Buches angeführt: „Kein Zweifel, daß unser Planet einmal in Stücke fährt und in die Sonne fliegt oder so etwas. Und unser Sonnensystem geht eben auch einmal in Trümmer. Dem Weltfall sehr gleichgültig, denn es entstehen immer neue. Götterdämmerung ist immer. Der Geist steht aus der Verglüdung des Zeitlichen nie auf, oder immer. — Fragt man: was wird aus dem ganzen Schatz von Erfahrung, Wissen, Bildung, den das Geschlecht auf unserm Planeten mit unennbaren Mühen, in furchtbaren, ungezählte Jahrtausende langen Kämpfen gesammelt hat? Geht er mit dem Planeten verloren, oder ist ein Weg denkbar, daß er erhalten, anderswo aufgefaßt, dort weiterentwickelt ein Glied bildet in einer unendlichen Kette geistiger Erwerbungen aller denkbaren menschenähnlichen Wesen auf allen bewohnten Weltkörpern? Die Antwort ist leicht: verloren geht er, undenkbar ist solch ein Band, solch ein Weg. Das scheint trübselig, ist's aber gar nicht. Alle ansteigende Bildungsarbeit aller Geschlechter erreicht ja nie das Ziel. Jeder Augenblick der wahren Freude im reinen Schauen, Forschen und im reinen Wirken ist aber doch Sein im Ewigen. Jene Schätze haben ihren Wert in sich selbst gehabt. Jeder Mensch, der sich in die Welt des in sich Wertvollen erhebt, ist in jeder Minute, in der es geschieht, mitten in der Zeit ewig. — So ist es auch mit der Frage nach der Unsterblichkeit des Einzelnen. Du möchtest der Zeit nach ewig leben, mein lieber Piepmeyer? Aber wenn du auf immer neuen Planeten ewig ein neues Zeitleben lebst, so kommt es in jedem derselben immer nur darauf an, ob du vermagst, ins Zeitlose emporzusteigen. Von der endlosen Zeit, mein Lieber, hast du gar nichts, nicht den geringsten Späß, sie gähnt dich nur an, ihr gehören ist nicht besser als ewige Höllenstrafe. — Wir sind nur Bilder. Wir scheinen so solid wie Stein und Eisen und sind doch so porös, nur wandelnde Auflösung und Wiederknüpfung:

Wie hoch die Welt sich bäumet,
Wie laut auf breiter Spur
Das Leben schäumet,
Uns alle träumet
Der Weltgeist nur.

Das braucht aber niemand hänge zu machen. Sorge du nur dafür, daß du Bild wirst in einem zweiten und besseren Sinne. Sorge dafür, daß du Bild wirst, aufbewahrt im Geiste der Menschen. Das kann auch der Geringste machen, daß ein gutes Bild von ihm in den Seinen fortlebt. Der große Mann freilich hat als die Seinen ein ganzes Volk, ganze Völker. Aber man braucht kein großer Mann zu sein. Kannst du's so machen, daß du auch deinen Namen einschreibst ins Gedächtnis der Menschheit: gut, aber nicht notwendig; mag dein Gedächtnis nach wenigen oder mehreren oder vielen Generationen erlöschen, acht der Planet auch unter, und mit ihm das Gedächtnis der Größten, die unsterblich heißen: Wert und Zeit sind ja zweierlei; in dem Wissen, es wert zu sein, daß man deiner gedenke, bist du ewig, bist wahres, unvergängliches Bild.

E. B. / Ein alemannischer Mundartdichter

In dem Dörflein Untereggingen (Amt Waldshut), im nördlichen Wutachtal, lebt ein alemannischer Dichter — er beging letzten Sommer seinen 70. Geburtstag —, der seine urwüchsigen, kraftvollen Verse gern unter dem Pseudonym „Der Waldstrolch“ in die Welt schickt, von dem niemand im Land spricht. Und doch ist er ein Original: als Mensch, wie als Poet. Ferdinand Hasenfranz heißt er mit seinem bürgerlichen Namen. Seitdem ich Proben seiner Kunst in Raiss' schöner Anthologie „Die badische Mundartdichtung“ (Reuß u. Jtla, Konstanz) gelesen hatte, interessierte mich Hasenfranz, der Bauer und Postagent im Hauptberuf ist. Unlängst hatte ich Gelegenheit, ihm Grüßgott zu sagen. Ein Waldshuter Freund, der Dichter Paul Körber, nahm mich zu ihm mit.

Wir kutschierten von der alten Waldstadt über Tiengen ins weite offene Wutachtal. Kornäcker und Wiesen gibt es da, und an den Hügeln kleine Wälder. Wir wanderten durchs mittägliche Dorf. In irgendeiner Dorfgasse steht des „Waldstrolchs“ Haus. Hohe Pappeln stehen davor, die er selbst gepflanzt. Und ein Blumengarten ist davor, dessen Weglein belegt sind mit römischen Ziegelsteinen. Denn ein Freund der Absonderlichkeiten und der Altertümer ist der Waldstrolch. Neben dem Eingang zum Haus ist eine Bank, gebildet aus Steinen mit uralten Inschriften und Jahreszahlen. Wir treten in die niedere holzgefäße Stube. Er kommt uns lachend entgegen, rüstigen Schritts, man sieht ihm die 70 Jahre nicht an. Man setzt sich an den runden Tisch unterm Herrgottswinkel.

Und nun hat sich mir in ein paar reichen Nachmittagsstunden die Welt dieses seltsamen Mannes aufgetan.

Er erzählte mit viel Humor den Gang seines schlichten Lebens. Sein Leben lang war er in diesem Dorf, er ist ein Feind

des Reisens. Uebergenug zu schaffen und zu schauen gibt es in dieser kleinen Dorfwelt. Und dennoch ist sein Weltbild ein großes, weites und freies. Auf eigene Faust hat er Latein gelernt, auf eigene Faust hat er sich gründlich umgeschaut im Buch der deutschen Geschichte, und ein Leben lang hat er geforscht in der Geschichte seiner Heimat. Und das Haus dieses Mannes, das sah ich gar bald, ist ein köstliches Heimatmuseum.

In einer schweren Truhe, eingewickelt in rotes Tuch, bewahrt der „Waldstrolch“ das Schwert des Bauernführers Hans Müller von Bulgenbach auf; daneben liegen die Urkunden, die die Echtheit des Schwertes bezeugen. Schwerter und Funde der verschiedensten Art aus frühalemannischer und römischer Zeit sind da; immer war Hasenfranz bei Ausgrabungen der erste. In den Stuben des zweiten Stockwerks befindet sich eine wundervolle mittelalterliche Waffensammlung, auch abenteuerliche Waffen des Orients sind da, durch Umtausch erworben. Als noch kaum jemand im Land an historische Heimatspiele dachte, führte Hasenfranz mit den Bewohnern seines Dorfes bei den Roggenbachern Schlössern Jahr um Jahr Freilichtspiele auf, wozu er die Texte selbst verfaßte. „Wenn ich am fünften Akt schrieb, wurde der erste schon geübt.“ Bei diesen Spielen, die nie gedruckt wurden, die aber beim Volk keineswegs vergessen sind — es mögen über 20 gewesen sein — wurden diese Waffen verwendet.

Besonders stolz ist Hasenfranz auf die schweren silbernen Ketten, welche von den Bäuerinnen der Gegend in früherer Zeit getragen wurden und auf die Sammlung alter und origineller Tabakspfeifen. Die Wände sind geschmückt mit alten, schönen Bildern und Stichen. Die Schränke sind gefüllt mit den „gesammelten Werken“.

Abgesehen von einigen heimatlischen Erzählungen, die in Buchform erschienen (im Verlag von Heinrich Zimmermann, Waldshut) wurden fast alle Gedichte, Aphorismen, Schurren und Erzählungen des „Waldstrolchs“ in Zeitungen, vor allem im „Waldshuter Erzähler“, der Beilage des „Abboten“, gedruckt. Sorgfältig nach Jahrgängen geordnet, hat der Dichter die Veröffentlichungen in Hefte eingelebt. In langen Reihen stehen die „Werke“ da. Da und dort greift unser Freund ein Heft heraus und beginnt mit Auswahl vorzulesen. Jeder Satz ist eigen und geprägt. Da spürt man Wit und Humor. Und dahinter — wie könnte es bei einem Mann anders sein — Phantasie und Gemüt. Es wäre wohl der Mühe wert, hier einmal Ernte zu halten, und das Schönste aus dem Lebenswerk des Siebzahnjährigen zusammenzustellen.

Als Probe der Hohenfränkischen Mundartdichtung — diese ist seine besondere Stärke — teile ich ein Gedicht „De Herbscht“ mit:

De Herbscht, en richte, guete Ma,
Dät gschägget Häs und Guldchnöpf dra;

J. A. Schmid-Noerr / Onkel Georgs politische Erziehung

Uns Buben hat mein Onkel Georg die Geschichte oft erzählt.

Nachmals, als er nach Stuttgart in den Landtag kam, gewann sie für ihn schlechterdings an Bedeutung; und es fehlte nicht viel, so erkannte er jetzt in dem, was einst an ihm geübt war, Gottes sichtbare Führung. Deswegen wiederholte er von nun an seine Erzählung bei Gelegenheit und gerne im Kreise der Parteigenossen; sei es zwischen zwei Abstimmungen, und nur so zur Erheiterung der Gemüter; sei es, wie er auch in seiner Jungfernrede getan, zur Aufrichtung einer Mahnung in erster Stunde.

Vorzüglich aber gelang ihm die Darstellung jenes ungemessenen Erlebnisses am Stammtisch, nach tagsüber ausdauernd und redlich geübter Landesvertretung. Und hier pflegte er es gerne so einzurichten, daß ein etwa am Nachbartsche mit anwesender, ungestümmter Fortschrittsmann die Moral von dieser Geschichte un schwer bemerken konnte. In solchen Fällen liebte es mein Onkel Georg, bei abgerücktem Stuhle und solcherweise erweiterstem Redebereich, erst seine Meerchaumpfeife umständlich in Brand zu bringen, damit zunächst eine artliche Stille und Spannung Platz griffe; endlich aber begann er, die Sache folgendermaßen vorzutragen:

Ei, ihr Herren, das waren Zeiten! Mein Vater war fürstlicher Bildmeister und zeitweilig ein aufrechter und treuer Diener seines Herrn. „Sakrament!“ pflegte er zu sagen, „der Heder, das ist ein schlitzohriger Generalschalunke, wie mir scheint!“ Denn es war damals, als man anno 1848 schrieb. Im Badischen drüben, landauf und landab, hatte der Teufel sein Handwerk, und auch bei uns herum im Württembergischen püpferte es schon allerwärts. Es hätte freilich dem alten Bildmeister kaum ein größerer Kummer aus diesen unglücklichen Zeitläuften erwachsen können, als der war, daß sein leiblicher Sohn und Aeltester, mein Bruder Karl, der seit einem Jahr als Student zu Heidelberg saß und seines Vaters gute Groschen dort in den roten Döscheln trug, eines schönen Tages auf und davon gegangen und zu den Freischärlern im Oberland gestoßen war. Als das meinem Vater bald genug zu Ohren kam, da war das im Forsthaus eine böse Zeitung, und der Alte wollte sein ungeratenes Fleisch schlechterdings ausjäten und verstoßen.

Meine Mutter, welche eine von den Frauen war, die auf die rechte Art zu weinen und das Unkluge sänftlich einzurichten verstehen, sagte: „Unser Karl, Vater, ist ein braver Bub. Sie müssen ihn geradewegs verführt haben. Schreien nicht auch schon bis zu uns herüber die nichtsnutzigen Buben aus dem Badischen: „Der Heder hoch!“ und solches gottlose Zeug?“

Nun, dem Bildmeister blieb der Vatersfluch diesmal im zitternden Schnauzbart stecken. Er ließ sich das gerne zureden, daß der Heder ein höllischer, badischer Verführer sei. Und indem meine Mutter nach verrichteter Gultat vorsichtig die Nase wusch, schlug der Vater auf einmal mit der Faust auf den Tisch, daß die eingerahmten Bildergläser an der Wand klirrten und schrie: „Sakrament! Dieser Heder, das sag' ich: das ist ein dreimal schlitzohriger Generalschalunke!“

Jetzt schlich ich hinter der Mutter aus dem Zimmer; und wir freuten uns beide im Flur, daß der Bruder Karl nun aus dem Schlimmsten gerettet sei.

Inzwischen griff die stürmische Zeit, wie von der Mutter ganz richtig bemerkt war, auch gemächlich auf die Jugend über. Und unter uns Drittklässlern im Lyzeum war die helle Aufrührung (aus Veranlassung der großen Viertklässler) zum Ausbruch gekommen, weil die Rede ging: die Preußen kommen ins Ländle. Zwar kamen keine. Aber das politische Fieber war nun einmal im Schwange, und eines Morgens gab es nach der ersten Lateinstunde auf einmal schwarz-rot-goldene Kokarden, aus schönem, steifen Ganzpapier verfertigt, und mit einem gelben Bleckknopf in der Mitte, gegen allerlei Schülterware zu erhandeln. Keiner wußte zu sagen, wer das neue Tauschding im Ranzen geführt

Er kennt kan Mangel a der Chost,
Und druckt us Dös und Trube Most.

Mit Sege füllt er Schür und Chär,
Und macht de Bure d'Esue schwer.
Uff de Chilti schenkt er Zuser i;
3' Martini macht er mengem Pi.

Ei haiter Gficht locht s'Vieh uff d'Waid,
Und macht de alte Wibre Fräud,
Und eh er Abchied nimmt vn äs,
Lait er im Chiltshof Chränz und Strüß.

Nicht gefühllos, sondern gesund, derb, bildhaft und eigenartig ist die Art des „Waldstrolchs“. Ueberm Studieren, Sinnen und Dichten ist er Bauer geblieben bis in die letzte Faser. Daß solche Käuze da oben im Schwarzwald sitzen — im nahen Dettighofen sind die Brüder Alexander und Heinrich Württemberg daheim, deren Schaffen nicht minder im Bauerntum wurzelt — ist erfreulich.

hatte. Aber es war nun da und erzielte einen gewaltigen Umsatz. Federhalter, Tintenwischer, Glasalider gingen da in Kauf; ja selbst ein heinernes Federmeißel wechselte für ein Unikum aus Nips mit glattseidener Schleife unbedenklich den Besitzer.

Meine Taschen waren leer. Was war zu machen? Ich erstand mir das Wahrzeichen, das solcherweise auf einmal zum gerechten Stolze eines Lyzeisten gehörte, um mein halbes Vesperbrot und um zwei Äpfel, die ich, einstweilen auf Vorbehalt bis morgen, aus meiner Mutter wohlbehüteter Äpfelkammer versprach. Und erst, als mir mein Ehrenzeichen gesichert war, stieß meiner Wisbegier die Frage auf, was denn nun mit dem schwarz-rot-goldenen Gegenstande anzufangen, und was wohl seine Bedeutung sei?

„Das bedeutet Pressfreiheit, Bildmeisterle“, sagte mein Handwerksfreund. Und die Wahrheit zu sagen, das Wort gefiel mir wohl, obgleich mir ferner keiner deutlich zu machen verstand, wer oder was von Stund ab durch geheime Wirkung dieses papiernen Farbenspiels nicht mehr gepreßt werden sollte.

Es gab aber auch noch eine andere Erklärung der Sache; und zwar dahin, daß das ein Merkzeichen bedeute dafür, daß man radikal sein und sein Volk lieben müsse. Und wer sich was traue und überhaupt einen rechten Kerl vorstellen wolle, der müsse ein braver Radikaler sein.

Dies Wort nun klang allerdings schon um vieles unbehaglicher und roch, ich hätte nicht sagen können, warum, scharf nach Prügel und fählicher Tapferkeit. Und daß da freilich etwas in der Luft lag, was nicht sauber war, das hätte selbst ein Erstklässler riechen können. Denn so lange der Unterricht anhief, verbarg ein jeder seinen Schab, nach einem übereinstimmenden Instinkte, vor Professor und Kollaborator. Aber dann, um zwölf, hundert Schritte abwärts dem Schulhaus, fand sich, daß ein Penner im Schwarm war, der die Sache zu handhaben wußte. Denn er hatte flugs die Kokarde an seinen Filzhut gesteckt, die Krämpfe herabgedrückt und erklärte nun, damit sei dem Ehrenorange Genüge geschehen; das sei jetzt ein Hederhut, und so trüge man die deutschen Farben.

Also trabte ich bald darnach, mein sauer erworbenes Gut an der Mütze, und schön hungria, wegen des verabsäumten Vesper, immer gerade aus meiner Suppe zu, und kam nicht wenig stolz nach Hause.

Zwar ein unbestimmtes Mißtrauen, in Gewohnheit einer mißliebigen Einschätzung aller meiner privaten Unternehmungen, hegte ich wohl, wie ich in die Stube trat; und der Geist warnte mich. Doch machte ich kein Hehl aus meinem Erwerb; und die zwei schuldigen Äpfel dachte ich bei allenfalligem Verhör schon tapfer zu unterschlagen.

Richtig, mein Vater saß oben am Tisch, essensbereit, zu Häupten seiner Familie und der zwei Forstgehilfen. Und er sah, wie ich mein Schulgerät beiseite tat.

„Georg, was ist das da, an deinem Hut?“

„Das, Vater? Das? — Gelt, schön das? Und das sind die deutschen Farben!“

„So? Sakrament! Und was soll mir das bedeuten?“

Ei, daß der Vater das nicht wußte! Ja, guck, da muß er schon einen Lyzeisten fragen. Der weiß es.

Ich sah nun weiter nichts Bedrohliches mehr. Im Gegenteil. Die Gelegenheit zur Verbreitung einer ehrenvollen Wissenschaft schien mir gekommen; und ohnehin war ich mit mir darüber im reinen, daß ich von meinem Rang und Wesen eines Radikalen lieber schweigen wollte. So also mit Klugheit nach allen Seiten überaus wohl gewappnet, wie mir schien, entgegenete ich freudig und mit Zuversicht: „Das bedeutet Pressfreiheit, Vater!“

O ich Unglückshase. Was stand ich in diesem Augenblick meinem Vater auch gerade so handgerecht! Ich kannte doch sonst seine Waldmannsfaust und wußte meine Flinten.

Aber von dieser unversehbaren Maulschelle vergingen mir Lichter und Lauscher. Und aus dem hellen Feuerregen und großen Brausen heraus, gleich dem Volke Israel, da es die Rede des Herrn Jehooth vernahm aus einer Wolke, vernahm ich die Stimme meines Vaters von ferne:

„Sakrament!! Wart nur, du Lausbub, du elendiger! Ich will dir Pressefreiheit —!“

Ihr Herren, sagte mein Onkel Georg, indem er, an dieser Stelle angelangt, eine Pause zu machen pflegte, um die Wirkung zu beobachten, die von diesem Höhepunkte seiner Erzählung ausging, und auch, um durch die bedeutende Stille die etwa anwesenden und am Nebentisch erheiterten Fortschrittsmänner zur denkenden Einfuhr zu bewegen, —

„Ihr Herren,“ sagte also mein Onkel Georg, „das war eine scharfe und beträchtliche Lehre für meine jungen Jahre. Und was Wunder, der Radikalismus war mir verleidet, Gott sei Dank. Und da ich mir ebensich schon aus den verschiedenen Aeußerungen meines Vaters über den Hecker mein Urteil hatte bilden können, nun aber erfuhr, daß der sakramentische Generalschalunke an allem schuld war, so auch insonderheit an meinem heftig und schmerzhaft geschwellenen Gesichtsfeld, an meiner Schande vor den Forstgehilfen, und an dem Verluste zweier, erst noch mit Gefahr zu fehlender Aepfel außerdem: so schwur ich jenem schlichthörigen, badischen Unhold und dem ganzen leidigen, dreifarbigigen Wesen aus tiefster Seele ab, und ward von Stund' an ein erklärter Freund der alten Ordnung. Und da ich darin gleich ganze Arbeit machte und es also hinfort auf jede Weise mit meinem Vater hielt, so läßt sich füglich sagen:

Ich war nun aus Ueberzeugung hochkonservativ.

Bei so gereinigter Gesinnung war es das erste, daß ich die bedungenen Aepfel keineswegs ausbezahlte; sondern eine Prinzipienfrage daraus machte und dem radikalen Ausschuß einiger Mitschüler, dessen Haupt mein Gläubiger war, den Krieg antrug. Denn auch die Schleife zurückzuliefern war ich unvermögend: Sie war als ein gar zu unscheinbar Ding aus der erzürnten Lehrgebärde meines Vaters hervorgegangen.

Indem begab es sich, daß so manches im badischen Aufstand einen schiefen Ausgang annahm; und kurz, eines schönen Abends erschien der Bruder Student gar frech und burleskenmäßig mit Anklöpfen, aber nicht ohne Kleinmut in den Augen vor der Haustür und beschlich vorerst die gute Mutter. Da gab es denn manche stürmische Verhandlung, ehe er vor das Angesicht des Vaters trat. Und freilich folgte nun eine Begrüßungsansprache, die einen Hund hätte zum Heulen bringen können.

Ich, in politischen Sachen seit einigem so wohlunterrichtet, stand zu hinterst dabei und spürte aus meiner gereiften Ansicht der Dinge heraus bald ein wohlwollendes Mitleid mit diesem irregeleiteten Bruder Karl, der bis dahin mein ziemlicher Abgott gewesen war.

Bruder Karl ward nun in meines Vaters Schreibstube gesetzt und durfte herrschaftliche Fortschrittsstabellen und Holzschläge berechnen, als ein unversehens und streng wiederhergestellter Fürstentnecht.

In so gedrückten Verhältnissen eines Revolutionshelden hatte er indessen doch nicht aufgehört, den Idealen der Zeit auch weiterhin heimlich anzuhängen. Und weil, trotz meiner überlegenen Beurteilung dieser Dinge, dennoch die alte Heldenverehrung wieder zum Durchbruch kam, die mir dem großen und so vieler Gefahren kundigen Bruder gegenüber Bedürfnis war: so gewann auch er an mir, nicht ohne Dankbarkeit, wieder jenen Rückhalt der Selbstachtung, dessen er in seiner zweifelhaften Lage so sehr bedurfte. Und so vernahm ich manches stolze Wort über seine revolutionären Erlebnisse, indessen wir auf seiner Dachkammer zusammen hockten und er am offenen Fenster wehmütig nach dem Morgenrot der Freiheit ausblickte; und zwar bei jeder Witterung.

Eines Abends nun, da ich einen feisten und unerhört gefleckten Feuerfalamander im versumpften See des fürstlichen Parks erjagt hatte, rannte ich geradewegs nach Hause und auf Bruder Karls Zimmer, in der Gewissheit, ihn hier in Betrachtung der Abendröthe der Tyrannei anzutreffen. So stürmte ich durch die Tür und hätte fast vor Schrecken den Feuerfalamander zerquetscht, wie ich meinen Bruder Karl so seltsam angetan erblickte.

Denn obichon es ein warmer Frühlingsabend war, trug er doch seinen großen Radmantel über die Schulter gelegt; um den Leib hatte er eine blutrote Binde geschlungen, mit wild herabbaumelnder Schleife; und sein Haupt bedeckte ein Schlapphut, schwarz, geschmückt mit einer nickenden Hahnenfeder und von nie gesehnenem Umfang. Mit Händen und gespreizten Beinen aber lehnte er über seinem Zimmerstutzen: und machte so im ganzen eine fast mörderliche Figur.

In dieser Stellung bei meinem unversehbaren Einsturm erstarrt, stand er vor dem kleinen Wandspiegel überm Waschtisch, und schaute mich auch nicht weniger erschrocken an, als ich ihn. Ich ließ vorsichtig den Salamander locker und sagte:

„Gelt, du willst Räuberles spielen?“ Da lachte mein Bruder Karl. So und nicht anders mußte der weiße Adler, der große Häuptling der Sioux-Indianer, aufgelacht haben, um seine Verachtung zu zeigen und, im Anschluß daran, irgend etwas unerwartet Gräßliches ins Werk zu setzen.

Mein Bruder indessen tat nichts weiter, als daß er Büchse und Schlapphut zur Seite warf und zu mir sagte:

„Verrat nichts, Bürschle, wenn du ein' Ehr im Leib hast.“

Das gab mir nun einen ordentlichen Ruck im Genick und ich gab, nicht ohne Stolz, die Erklärung ab, daß Verräterei nicht mein schändliches Gewerbe sei. Nach so besiegeltem Schweigevertrag gelüftete mich des gewaltigen Hutes, der auf dem Bette lag. Behende ergriff ich ihn und gewahrte, daß die Feder am Hut mittels einer Schließe, oder eines Rahmens befestigt war, darinnen das Bildnis eines Mannes in ganz ähnlicher Ausrüstung saß. Ein Verwandter oder sonst wer Bekanntes war das nicht.

„Wer ist denn jetzt der?“ fragte ich. Meinem Bruder Karl waren Fassung und edle Haltung wiedergekehrt, und er entgegnete also felerlich, als spreche er den Segen in der Kirche:

„Das ist der große Hecker, Georg.“ Nun, das Kapitel, dachte ich, das hab ich ausstudiert; wandte mich also halbseits ab mit dem Hut, wie um dem Bruder meine kühle Abschätzung und politische Feinheit anzudeuten, und entgegnete: „So, der? — Du weißt du, der Hecker, das ist ja ein schlichthöriger Generalschalunke.“

„Der Hecker?“ schrie mein Bruder, „was ist der Hecker?! — Das ist der Hecker, das merke dir, Lausbub, elendiger!“

Und da es von hinten kam, so sah mir, ehe ichs versehen konnte, eine dermaßen gewaltige Ohrfeige zwischen Schoß und Hemdenfragen, daß es unter meinen fünf versammelten Sinnen ausbrach, wie ein polnischer Reichstag. Da verstand keiner des andern Wort mehr.

Aufheulend warf ich den schmerzhaften Hut aufs Bett; aber ich wagte keinen weiteren Einwand. Denn aus meines Bruders Augen leuchtete ein solcher Zorn und heldenmäßiges Feuer, daß mir schier auf der Stelle die eigene Gesinnung wankend geworden wäre. „Jetzt verflag mich!“ schrie er. Tiefgekränkt schlich ich aus der Stube. Und aufs neue trug ich die Brandröthe meines politischen Unverständes in den sanft rauschenden Abendwald.

Hier machte mein Onkel Georg, nach seiner Gewohnheit, noch einmal eine nachdenkliche Pause, wie um die Bedeutung anzudeuten und Zeit für die Wirkung zu lassen, die von diesem Abendspaziergang billig zu erwarten stand.

Meine Herren, fuhr er dann fort, indem er jedes seiner Worte einzeln wog und den nachbarlichen Fortschrittsstich unbarmherzig ins Aug' faste, meine Herren, das war eine lange und schmerzliche Selbstprüfung, die mir da bei meinen jungen Jahren oblag. Aber als einem klugen und braven Jungen geriet sie mir noch in derselben Stunde zur gesegneten Einsicht.

Ich bedachte nämlich, was ein unlieber und großer Verdruß mir einerseits von meinem Bruder zugestossen war, da er mit von links herüber eine solche Maulschelle ins Gesicht gehauen hatte. Und warum? Weil ich den Hecker einen schlichthörigen Generalschalunken geheißen hatte. Und waren doch durch diesen unguten Menschen so offensichtlich schon die bravsten Leute in Angelegenheiten geraten: darunter mein Bruder Karl und ich selbst.

Aber ich überlegte auch, wie sehr andererseits mein Vater Unrecht daran getan hatte, mich von rechts her zu züchtigen, nur, weil ich ein Kerl sein und mein Volk hatte lieben wollen; und obichon er doch von dem Handel mit den Aepfeln gar nichts gewußt hatte.

Voran ich denn Leidenschaft und Mißbrauch der einseitigen Forderungen zu erkennen begann, und mir vornahm, von nun an die Besonnenheit einer mittleren Linie mir zur Richt- und Leitschnur zu machen.

Denn ich bemerkte, wie ich durch Mäßigung versuchen müßte, sowohl mit meinem Vater, wie mit meinem Bruder Karl in einen Verkehr ohne Widerwärtigkeiten, jedoch unter Wahrung meiner unabhängigen politischen Gesinnung, zu treten.

Und so, meine Herren, bewirkten Erfahrung und frühes Erwägen, daß ich mir eine, den wirklichen Bedürfnissen Rechnung tragende Weltanschauung zu eigen machte, nämlich die der mittleren Linie, und auf solche Weise ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft wurde:

Uns Duben, so oft mein Onkel Georg uns diese Geschichte erzählte, ward bei diesem Ende der Rede schier feierlich zumute. Denn es klang insonderheit das letzte Wort so schön, glatt und löbend aus, wie das Amen im Frühgottesdienst.

Nachmals erfuhr ich auch, wie am Nebentisch der Fortschrittsmänner gemeinhin eine unendliche Fröhlichkeit ausgebrochen und in die Runde gegangen sei.

Diese guten Leute nun kann ich verfehn. Denn was stimmt das menschliche Gemüt mehr zur Heiterkeit, als das Erlebnis eines sichtbaren Beweises dafür, wie plan- und maßvoll die Erziehung des Menschengeschlechtes, gleichsam wie auf einer mittleren Linie, fortschreitet?